



Beate Hofmann

**SAMUEL
RÖSCH**

ICH GLAUB
AN DICH



INHALT

1	KAUM ZU GLAUBEN	7
2	WAS MACHT UNS STARK?	25
3	WER WAGT ...	51
4	ZWEIFELND GLAUBEN	75
5	JEDER HAT EIN TALENT	93
6	ALLES WIE VORHER	115
7	ICH GLAUB AN DICH!	135



1

KAUM ZU GLAUBEN

Die Bühne glänzt tiefblau wie ein Gletschersee, dessen Eis zu betreten gleichzeitig so verlockend wie riskant ist. Gigantische Scheinwerfer tauchen die Halle in gleißendes Licht, wenig später in schimmerndes, dunkles Rot. Die Spannung steigt.

Das Studio Berlin-Adlershof fasst mehr als 1000 Menschen. Hier sind schon Weltstars und Poplegenden aufgetreten. Heute Abend sind Herbert Grönemeyer, die schwedische Popikone Zara Larsson, Olly Murs, Tom Odell, Lukas Graham und die britische Chartstürmerin Jess Glynne mit dabei. Ausnahmekünstler, die es geschafft haben, über Landesgrenzen hinaus gefragt sind und mit ihren Songs die Menschen begeistern, berühren und bewegen. Hier, auf einer funkelnenden Bühne sind sie in Tuchfühlung mit dem Publikum gekommen. Und genau das ist der Traum der vier jungen Menschen, die sich jetzt hier versammelt haben. Für sie bedeutet diese Bühne die Welt. Sie wollen ihr Bestes geben – es ist Sonntag, der 16. Dezember 2018, 15 Minuten nach acht.

Unzählige Kameras sind in Position gebracht. Dazu eine Menge an Helfern: Bühnenmitarbeiter, Ton- und Lichttechniker, Stylisten mit ihren Puderdosen und Pinseln, das

Team von Regie und Aufnahmeleitung, Vocal-Coaches und viele andere. Sie alle bleiben verborgen für die zwei Millionen Zuschauer, die gerade vor dem Fernseher sitzen.

Das Finale von *The Voice of Germany* ist ein gigantisches Spektakel, bei dem es um Talent, einen großen Traum und die nötige Portion Glück geht.

Mehrere Tausend mutige Sängerinnen und Sänger haben sich vor Monaten den Scouts der Sendung gestellt. Nur wenige Hundert, besonders talentierte schafften es in die engere Wahl. Dann wurde es mit jeder Runde des Wettbewerbs härter, weiterzukommen. Sogenannte *Blind Auditions*, *Battles* und *Sing-Offs* und das Halbfinale sind unerbittliche Filter auf dem Weg nach oben. Nur vier nervenstarke, außergewöhnlich begabte Menschen schafften es schließlich, ins Finale einzuziehen. Es geht um die eine, die beste Stimme unseres Landes. Es geht um *The Voice of Germany*, die am Ende des Abends von Millionen Zuschauern ausgewählt wird. Eine Frau und drei Männer haben es in diese letzte Runde geschafft und werden bald als Musiker und Sänger ins Rampenlicht treten: Jessica, Benjamin, Eros und Samuel. Für wen wird sich in den nächsten Stunden der Lebens Traum erfüllen?

Die Bühne, der Ort der Entscheidung, erstreckt sich mehr als 30 Meter über die komplette Hallenbreite. Jede Emotion der Sänger wird durch die Kameras auf ein riesiges LED-Panel übertragen. Nur einer kann das Finale, das live im Fernsehen übertragen wird, gewinnen. Einer der vier ist Samuel Rösch. Er ist mit einem guten Vorsatz gekommen: »Erwarte nichts, aber sei auf alles vorbereitet.«

Ich habe die Regieanweisungen im Kopf, bin vorbereitet und ich kenne jeden Schritt, den ich in den nächsten Sekunden gehen werde. Das hier ist eine andere Nummer als das *Halbfinale*, die *Blind Auditions*, die *Battles*, die *Sing-Offs* und andere Vorentscheidungen der letzten Monate. Obwohl ich am Nachmittag zur Generalprobe exakt an der gleichen Stelle stand, fühlt es sich in diesem Moment völlig anders an. Mein Herz schlägt so stark, dass ich einen absurden Augenblick lang denke, jeder kann es sehen. Ich schlucke, versuche tief in den Bauch zu atmen.

Iwan, der Techniker, hat gute Arbeit geleistet. Die maßgefertigten, *In-Ears* genannten Kopfhörer spüre ich kaum in meinem Gehörgang. Nahezu unsichtbar garantieren sie mir einen perfekten Klang, damit ich meine eigene Stimme auf der Bühne gut hören kann, auch die Ansagen von Moderatoren und der Regie. Alle anderen Geräusche sind gedämpft.

Die Stimme aus dem Off unterbricht alle weiteren Gedanken: »Und hier kommt live aus Berlin das Finale von *The Voice of Germany 2018*.« Wir sind auf Sendung!

Dass gerade mehr als zwei Millionen Menschen zuschauen, versuche ich zu verdrängen. Als erster der vier Finalisten werde ich direkt in das Medley von Olly Murs einsteigen. Ich bin angespannt, könnte schwören, die Luft in der Halle vibriert.

Die Spannung entlädt sich, als Olly, das britische Pop-Idol, zu singen beginnt. Er steht hinter der letzten Zuschauerreihe. Beifall brandet auf, Fans kreischen.

2150 Augen folgen dem Lichtkegel, in dem sich Olly Richtung Hauptbühne bewegt. Er hat offensichtlich Freude

daran. Geschmeidig tanzt er zwischen den begeisterten Fans die Treppen herunter auf mich zu.

Ich stehe zwischen Michael Patrick Kelly, meinem Coach, und Michi Beck von *Die Fantastischen Vier*, dessen Füße im Takt wippen, und weiß, jetzt kommt der Moment. Gleich werde ich das Mikro hochnehmen, und dann muss ich den Ton exakt treffen. Meine Kehle fühlt sich trocken an. Noch fünf Meter, noch drei, zwei – ich atme tief durch, höre das »Go« aus der Regie in meinem Ohr, schaue direkt in die Kamera und konzentriere mich noch kurz darauf, Ollys Hand abzuklatschen.

Geblendet vom Licht der Scheinwerfer, vergesse ich die Welt um mich herum, nehme Ollys Rhythmus auf und singe meinen Part: »*Dear Darling, please excuse ...*«.

Ohne zu stolpern, erreichen wir beide die Hauptbühne. Zwei Schritte links, dann die Drehung zum Publikum. Ich setze mich an den Bühnenrand und schaue Eros, Jessica und Benjamin, den anderen Finalisten, bei ihrer Performance im Anfangsmedley zu. Alles läuft ab wie ein Film. Ich bin dabei und sehe mich zugleich von außen. Ziemlich surreal. Gemeinsam bringen wir den Einstiegsong hinter uns.

Geschafft – das Intro ist gut gelaufen. Der glänzend blaue Grund, er hat mich getragen.

Wie eine Welle verbreitet sich rauschender Applaus durch das Studio, umfängt uns und bringt mich zurück in die Realität. Die Moderatoren übernehmen gut gelaunt ihren Part, und ich verlasse die Bühne.

In der Pause warte ich backstage auf den Einsatz für mein Solo. Große Sofas stehen in einem separaten Raum, man

kann sich ungezwungen bewegen. Ich bin einigermaßen entspannt. Doch auch hier gibt es Kameras, die zeitweise auf Sendung gehen und den Zuschauern das Gefühl geben, mit einem Blick hinter die Kulissen hautnah an uns dran zu sein. Und egal wohin ich gehe – es ist immer ein sogenannter Runner dabei. Im Gewirr der Studiogänge kann man sich leicht verirren und riskiert, seinen nächsten Einsatz in der Show zu verpassen.

Vier Songs muss ich heute Abend performen. Als Nächstes folgt ein Solo, danach zwei Lieder im Duett – eines mit meinem Coach Michael Patrick Kelly und das zweite mit Lukas Graham, einem dänischen Popstar.

In den Konzerten mit meiner Band *PaperClip* singe ich wesentlich mehr Songs. Allerdings kenne ich diese Lieder dann auch schon in- und auswendig. Wir haben die Stücke selbst getextet oder ausgewählt, sie oft geprobt und musikalisch immer weiterentwickelt.

Das Finale von *The Voice of Germany* ist eine ganz andere Herausforderung. Vier Lieder habe ich zugeteilt bekommen, deren Text, Melodie und Interpretation ich in nicht mal einer Woche in Kopf und Herz bekommen muss. Willst du gut sein als Sänger, dann brauchst du Bilder und Emotionen zu jedem Text – diese brauchen Zeit, um zu reifen. Ich hatte genau drei Tage. Das sind 72 Stunden, in denen man wenig isst, wenig schläft und alles gibt, um die Songs kennen- und lieben zu lernen.

Am letzten Dienstag verkündete mir Michael Patrick Kelly: »Du wirst als Solo beim Finale ›In diesem Moment‹ singen.« Ich kenne den Song des verstorbenen Sängers Roger Cicero bislang nur vom Hören. Ihn nun selbst zu singen

und zu interpretieren ist für mich eine große Nummer! Herausforderung und Ehre zugleich. Cicero, der Ausnahmekünstler. Der Mann, der immer sagte: »Wenn du die Wahl hast, ob du stehen bleibst oder tanzt, dann hoffe ich, du tanzt.« Ein Künstler, der für seine Leidenschaft Musik alles gegeben hat.

Ein großes Vorbild für mich – und zugleich ein warnendes Beispiel. Denn ich habe im letzten halben Jahr, im »The-Voice-Fieber«, selbst gespürt: Du musst alles geben. Es war eine intensive Zeit der Vorbereitung, die ein hohes Tempo erfordert.

Und es wird erwartet, dass du mitziehst.

Es braucht Durchsetzungsvermögen, um etwas anders machen zu wollen, als es sich Regie und Produktion vorstellen. Viel leichter ist es, einfach das zu machen, was andere gut finden. Sie wollen dir helfen, das Outfit, die Performance und die Statements für die Kamera auszusuchen.

Ich will mir treu bleiben, mich selbst nicht verlieren. Und dafür brauche ich einen festen Grund, eine innere Tiefe, in der ich Halt finde, wenn außen alles an mir zerzt. In wenigen Wochen »Musikbusiness« habe ich schnell begriffen: Wenn du keine eigene Überzeugung hast oder wenn du nicht sagst, was du willst oder brauchst, dann sagen es dir die anderen.

Bei meinem Soloauftritt zu »In diesem Moment« weiß ich, was ich will. Ich will Klarheit und Ruhe auf der Bühne. Choreografen schauen auf die Bewegungen, das Publikum will vermeintlich »Action«. Doch ich bin dem Lied und seinem Verfasser etwas schuldig: pure Präsenz. Ich werde deshalb einfach nur auf der Bühne stehen. Roger Ciceros

Worte mit meiner eigenen Geschichte verbinden. Es sind irgendwie inzwischen auch meine Worte, ich finde mich jedenfalls gut darin wieder. Und ich singe in dem Wunsch, Roger Cicero könnte das alles nun miterleben.

Die Regie unterbricht meine Gedanken mit einem Knacken im Ohr, und ein Assistent holt mich zurück in die Studiohalle. Es ist so weit.

Ich steige die wenigen Stufen hinauf, gehe in die Mitte der jetzt dunkelblau schimmernden Bühne und stehe fast verloren zwischen den weißen Papierbooten, die hier als Dekoration aufgestellt wurden, während Nebelschwaden über den Bühnenrand wabern. Auch wenn ich das Bild von meinem Platz aus nicht sehen kann, so weiß ich, dass in diesem Moment hinter mir in einer gigantisch großen Projektion ein Sonnenuntergang erstrahlt.

Geblendet vom gleißenden Licht der Scheinwerfer schließe ich die Augen.

Es ist mir gleich, dass die Kamera mich vermutlich gerade hautnah heranzoomt.

Ich stehe hier und habe das unglaubliche Privileg zu singen. Und ich weiß jede Menge liebe Menschen hinter mir, die an mein Talent glauben. Vorhin habe ich noch an Luisa gedacht, die jetzt im Publikum sitzt. Ich kann sie natürlich in der Menge und vor allem im Licht der Scheinwerfer nicht erkennen, aber ich habe den Anzug an, mit dem ich vor fünf Monaten mit ihr vor dem Altar stand.

Keiner von uns beiden hätte damals gedacht, dass ich heute Abend hier singen werde.

Ich spüre, wie mein Atem ruhiger fließt, mich von innen stützt. Dann kommt das Einzählen, die ersten Takte. Die Worte sind da, als hätten sie darauf gewartet, von mir aus-

gesprochen zu werden: *»In diesem Moment geht irgendwo die Sonne auf, nimmt ein Schicksal seinen Lauf ...«*

Immer wenn ein Lied beginnt, ist es zunächst spannend, als ob eine schwierige Wegstrecke vor einem liegt. Dann merke ich, es trägt. Und wenn es gut wird, dann fühle ich mich irgendwann wie auf Schienen. Es läuft scheinbar wie von allein in sicheren, in guten Bahnen.

Jetzt spüre ich den Flow und die Resonanz aus dem Publikum, werde lockerer, öffne die Augen und nehme die Wellen wahr, die auf das Nebelmeer um mich herum projiziert werden. Es sieht aus, als könnte ich über das Meer laufen.

Ein unglaublicher Moment!

Während ich singe, spüre ich, wie sehr es in diesem Text auch um mich geht. Ja, Gottes Gegenwart ist für mich in diesem Moment mit Händen zu greifen:

*»Und als einer von Millionen
Steh ich hier und schau nach oben ...
Fühl ich, dass du gerade hier bist
In diesem Moment«*

Aufbrandender Applaus. Ich höre meinen Namen, weiß, dass die Jungs aus meiner Faustballmannschaft, die Freunde aus der Hochschule, meine Familie und vor allem meine Band alles geben, um mich aus dem Publikum heraus zu unterstützen. Und ich fühle mich wirklich getragen. Ich kann durch die Wogen von Aufregung, Anspannung und Nervosität gehen und innerlich ruhig bleiben.

Was für ein Geschenk des Himmels. Einfach göttlich.

Dann stehe ich wieder hinter der Bühne. Auf einem Bildschirm verfolge ich die Auftritte der anderen Finalisten. Ich drücke ihnen die Daumen und freue mich, dass auch bei ihnen alles gelingt. Wir sind viele Wochen gemeinsam durch diese Hallen gegangen, haben vieles zusammen erlebt.

Noch zwei Auftritte liegen vor mir, bevor das Voting der Zuschauer am Ende des Abends bekannt gegeben wird. Ich warte und versuche zu entspannen. Dann ist es so weit, ich werde wieder zur Bühne geholt.

Allein schon das Design des Bühnenbildes ist eine Augenweide. Wir sitzen zu zweit im dämmerigen Licht auf alten Koffertruhen, als wären wir allein auf der Welt, bereit zu einer großen Reise. Diesen Song mit Michael Patrick Kelly zu singen macht richtig Freude. Er gibt mir Raum und Rückhalt zugleich, als er mich mit der Gitarre begleitet. Wir sind so vertraut und irgendwie miteinander verbunden, dass alle Aufregung dahinschmilzt, es ist schier unglaublich.

Ich singe direkt, was ich gerade spüre und denke: »Wer friert uns diesen Moment ein? Besser kann es nicht sein.

Denkt an die Tage die hinter uns liegen. Wie lang wir Freude und Tränen schon teilen ...« Diesen Song singe ich für uns Finalisten, die Coaches, unsere Familien, für die Menschen, die mit uns fiebern und uns unterstützen. In dem Moment ist es mir egal, wer heute hier gewinnt. Ich kann den Menschen etwas geben mit meinem Gesang. Das ist es, was zählt.

Michael Patrick, der sonst stets englische Texte bevorzugt, singt mit mir »Auf uns« von Andreas Bourani – auf

unvergleichliche Weise. Nach einem ruhigen Part, den ich zuerst allein singe, legt er die Gitarre weg. Dann geht die Post ab. Wir spielen uns musikalisch die Bälle zu, ergänzen uns einfach wunderbar. Jeder kann seine Stärken einbringen, und so wird das Ganze ein großes Ding. Genauso soll es im Leben sein.

Gemeinsam sind wir stark! Kein Wunder, dass dieser Song die Hymne der Fußballweltmeisterschaft 2014 war. Auch jetzt hält die Zuschauer nichts mehr auf ihren Plätzen. Konfetti-Gestöber taucht die Halle in ein glitzerndes Funkeln, und ich weiß, dies ist ein Moment, den ich für immer in meinem Herzen bewahren werde.

Die größte Hürde des Abends wartet zum Schluss auf mich. Ein englischer Song, im Duett mit Lukas Graham. Lukas, der eigentlich Forchhammer heißt und Frontmann einer extrem erfolgreichen dänischen Band ist, hat im Vorfeld gehört, dass mein Englisch nicht das beste ist und ich daher viel lieber deutsch singe. Gleich bei unserer ersten Probe kam er auf mich zu und sagte mit breitem Akzent: »Guten Tag. Mein Deutsch ist nicht so gut.« Er hat mir eine Brücke gebaut. Danach hab ich mich getraut, viel geübt und dann mein Bestes gegeben.

Von Lukas weiß ich, dass er den Song »Love Someone« für seine Frau geschrieben hat. Und dass er sich genauso wie ich unwohl fühlt, wenn die Bandarbeit ihn zu oft von ihr fortführt. Also haben wir beschlossen, dieses Lied heute unseren beiden Frauen zu widmen, was mich total motiviert. Als ich die sprachliche Stolperstelle im Lied perfekt meistere, hebt Lukas grinsend die Faust – es ist unser

gemeinsamer Erfolg. Was für ein cooler Typ, ein Star mit Bodenhaftung.

Lukas verabschiedet sich hinter der Bühne. Er muss heute Abend noch zurück nach New York. Aber ich spüre, er wäre gern dabei, wenn die Abstimmung erfolgt. Lukas sagt, er sei sich sicher, dass ich gewinne. Ich bin es überhaupt nicht.

Aber ich habe alles gegeben, was ich geben konnte, und das fühlt sich gut an.

Den Rest haben die Zuschauer in der Hand. Damit kann ich gut leben. So ist das Spiel, wir alle wissen es.

Die Moderatoren gestalten die Wahl äußerst spannend. Endlich stehen die Ergebnisse fest, und wir vier Finalisten werden nach vorne gebeten.

»Wir kommen zur Entscheidung«, höre ich die Moderatorin, Lena Gercke, sagen.

Jessica sitzt inmitten ihrer Fans. Da sie unter 18 ist, darf sie zu dieser Sendezeit nicht mehr auf die Hauptbühne wie Eros, Benjamin und ich. Alle schauen gebannt auf die riesige Anzeigetafel, auf der vier Balken zu sehen sind, die das Votum der Zuschauer an den heimischen Bildschirmen zeigen.

Ein Balken wächst schnell, wird länger und länger und bleibt schließlich bei 54,8 Prozent stehen. Namen stehen keine dabei. Aber einer von uns hat offensichtlich die überwältigende Mehrheit der Stimmen bekommen. Das Blut rauscht in meinen Ohren, als Jessica und Eros eingeblendet werden. Sie belegen die Plätze drei und vier.

Ich kann es nicht fassen.

»Wenn du Zweiter wirst, gratulierst du dem Sieger«, hatte uns allen die Regie mit auf den Weg gegeben. Yvonne Catterfeld und Michael Patrick Kelly stehen Benjamin und mir als unsere Coaches zur Seite. Wir stehen ganz dicht beieinander und teilen die Aufregung, die inzwischen jeden von uns erfasst hat. Wer wird die Nummer eins?

Meine Knie fühlen sich butterweich an. Ich könnte die Moderatoren schütteln, damit sie endlich mit der Sprache herausrücken, doch denen scheint es großen Spaß zu machen, uns noch ein wenig im Unklaren zu lassen. Wie in Zeitlupe dehnen sich die nächsten Sekunden.

Als wäre alles Bisherige nur die Spitze eines Eisbergs gewesen und das ganze Ausmaß käme erst jetzt zum Vorschein, spüre ich auf einmal, wie mich eine Woge der Aufregung erfasst. Es überrascht mich selbst. Ich dachte, ich wäre jetzt entspannter, wo ich sowieso nichts mehr an der Entscheidung ändern kann.

Dann höre ich meinen Namen, der zeitgleich auf dem gigantischen Monitor erscheint, und kann es kaum glauben.

»Samuel Rösch – ist der Gewinner von *The Voice of Germany 2018!*«

Die Zeit bleibt für einen Moment einfach stehen. Doch dann stürmt alles zugleich auf mich ein. Michael Patrick an meiner Seite explodiert förmlich vor Freude. Ich weiß nicht, wie mir geschieht. Benjamin, Yvonne, Michael Patrick, alle umarmen mich, und ich verberge meinen Kopf in ihren Armen.

Es braucht für mich diesen Moment der Geborgenheit, mitten im Trubel auf einer großen Bühne, vor mehr als tausend Zuschauern im Saal und Millionen von Menschen zu Hause am Bildschirm.

Die Menge feiert mich. Und ich versuche zu begreifen, dass es tatsächlich wahr ist.

Ich brauche einige Zeit, um mich zu fangen. Denn das alles haut mich fast um.

Wenn ich singe, dann fokussiere ich mich nur auf den Song und schiebe radikal alles andere zur Seite. Jetzt gelingt mir das nicht.

»Für den König«, diese drei Worte, die wir in meiner Band als Hashtag nutzen, um zu zeigen, dass wir unsere Musik und ich meine Stimme als Geschenk, als Gabe Gottes verstehen, sie waren in den letzten Wochen ein Leuchtturm für mich. Einfach ein guter Satz, an dem ich mich orientieren konnte. »Für den König« – dieser Gedanke blitzt auch jetzt für den Bruchteil einer Sekunde in mir auf und hilft mir, das Blitzlichtgewitter unzähliger Kameras beherrscht zu überstehen.

Ich höre wie aus weiter Ferne die Stimme von Lena Gercke, die noch einmal den Siegersong von mir anmoderiert. Hastig stecke ich mir erneut die Kopfhörer ins Ohr, greife zum Mikro. Keine Sekunde zu früh, die Band zählt bereits ein.

Ich schließe die Augen und versuche mich auf die ersten Worte des Liedes zu konzentrieren. Es könnte nicht besser passen: »In diesem Moment geht irgendwo die Sonne auf, nimmt ein Schicksal seinen Lauf ... Fühl ich, dass du gerade hier bist. In diesem Moment.«

Dann kommt der Schlussakkord. Ich höre Lenas Abmoderation: »Das war live aus Berlin *The Voice of Germany 2018* ...«.

Die Kameras werden abgeschaltet. Zweieinhalb Millionen Zuschauer sind ausgeklinkt.

Wir sind gefühlt unter uns. Doch das sind auch noch ziemlich viele. Ein Schwarm von Presse und Fernsehmenschen stürmt direkt die Bühne, will wissen, wie es war, wie es weitergeht, was ich denke, was ich fühle. Doch ich muss erst mal ins Publikum. Eine feste Umarmung ohne Worte mit Luisa und meiner Familie. Gut, dass sie da sind!

Als ich mich umdrehe, steht Kath direkt hinter mir. Vor dem Halbfinale hatte sie sich uns Wettbewerbern vorgestellt und erklärt, dass sie der Siegerin oder dem Sieger als Managerin zur Seite stehen wird. Jetzt strahlt sie mich an: »Ich gratuliere dir von Herzen und freue mich, mit dir ab jetzt zusammenzuarbeiten. Morgen früh 7:20 Uhr wartet das Frühstücksfernsehen auf dich. Ich organisiere einen Wagen, der dich hinbringt. Wir sehen uns.« Wir tauschen noch schnell die Handynummern. Dann hole ich tief Luft und werfe mich in den Presserummel.

Die Aftershow-Party ist längst in vollem Gange, während ich mich in der Garderobe umziehe. Ein kurzer Blick aufs Handy, doch das ist abgestürzt. Overflow. Später merke ich: Innerhalb kürzester Zeit habe ich mehrere 1000 Nachrichten bekommen, das war für das Gerät augenscheinlich zu viel.

Als ich den Saal betrete, höre ich Michael Patrick ein Lied auf meinen Namen singen. Die Anspannung löst sich, Freude paart sich mit Leichtigkeit. Ich komme kaum durch die Menge durch. Überall stehen Menschen, die mir persönlich gratulieren wollen. Hand in Hand mit Luisa bahne ich uns den Weg zu meiner Band, den engsten Freunden. Was für eine Nacht! Und was für eine verrückte Welt!

Wir tanzen bis zum Morgen. Meine Familie, meine Band – wir feiern, frei von allem Druck und unglaublich glücklich nach diesen Monaten der Anspannung.

Der Morgen danach.

Uerbittlich holt mich der Wecker in den neuen Tag. Und ich spüre deutlich: zweieinhalb Stunden Schlaf sind eindeutig zu wenig.

Vor dem Hotel wartet eine glänzende schwarze Limousine auf mich.

Ich habe keine Ahnung, wohin die Reise meines Lebens in den nächsten Monaten führt. Doch ich glaube, Gott geht mit. Dieser Gedanke genügt.

Während der Wagen zügig Fahrt aufnimmt, lasse ich mich ins Polster sinken.

Seit sieben Jahren machen wir gemeinsam Musik. Ich weiß noch, wie mein Bruder mit der Idee ankam, das wir Samuel als Ersatz für eine Sängerin, die studienbedingt pausieren musste, anfragen könnten.

Und dann sehe ich Samuel, wie er sich ans Klavier setzt, nachdem er uns vorher den Text zu seinem neuen Song vorgestellt hat. »An dich« heißt sein erstes Lied, das er uns mitbringt. Es hört sich selbst als schlichte Pianoversion schon gut an.

Gemeinsam überlegen wir, wie eine Bandversion klingen könnte und was wir dazu beitragen können, dem Ganzen musikalisch mehr Dynamik zu geben. Und es wird richtig gut!

Samuel ist derjenige, der unserer Band PaperClip mit seinen Texten thematisch eine Richtung gibt. Jemand, der in Worte packt, was uns alle bewegt, und dessen Stimme ganz zentral für unsere Musik ist. Die anderen Instrumente verstehen sich als Ergänzung dazu, und ich als einzige Frau in der Band finde es schön, mit meiner Stimme und meiner Bassgitarre einen guten Teil beitragen zu können.

Für uns gehören die Musik und das Leben, die Ernsthaftigkeit der Probe und der gemeinsame Spaß unmittelbar zusammen. Wir sind nicht nur eine Band, sondern wir stärken uns untereinander als beste Freunde und teilen, was uns bewegt.

Wenn ich bedenke, dass wir alle nach der Gründung der Band erst unsere Instrumente erlernt haben und ich anfangs nur Songs spielen konnte, die drei Akkorde hatten, dann habe ich viel dazugelernt.

Keiner muss ein Überflieger oder ein Megatalent sein, um seinen Traum zu leben. Es gehört natürlich Mut dazu, sich auf

eine Bühne zu stellen und in die Öffentlichkeit zu gehen. Ausdauer, die Bereitschaft, aus Fehlern zu lernen und viel zu üben. Und unsere Erfahrung ist es, dass es vor allem einen Grund dafür braucht, wenn du Musik machen willst.

Für mich ist es der Wunsch, unaufdringlich, aber unüberhörbar die Frage nach der Bedeutung des Lebens und des persönlichen Glaubens zu stellen.

Klar, dass wir Musik machen wollen, die man auch richtig gerne hört. Wir haben unseren Mix aus Jazz, Blues und Pop und anderen Musikeinflüssen einfach »Fusion-Pop« genannt. Mehr als dreißig Auftritte stehen in diesem Jahr an, und jeder von uns wird seine Begabungen einbringen.

Sophie Landgraf, Bass und Vocals PaperClip



WAS MACHT UNS STARK?

Sich ins Rampenlicht zu stellen, das ist ganz schön mutig!
Das denken und schreiben mir viele Menschen.

Klar, es war richtig aufregend, besonders am Abend des großen Finales. Und es brauchte Mut, auf die Bühne zu treten. Für mich fühlte es sich dennoch richtig an.

Ich wusste, dass ich gerade eine riesige Chance bekam. Und ich habe sie gerne genutzt.

Dass ich in der Gewissheit unterwegs bin, dass es einen gibt, der auf mich aufpasst, und viele, die mir den Rücken gestärkt haben, das hat unheimlich geholfen.

Alles andere trat dahinter zurück.

Jeder von uns kennt solche Momente der Entscheidung, in denen wir Mut brauchen.

Mut, seine Meinung zu sagen.

Mut, sich festzulegen.

Mut, seinen eigenen Weg zu gehen.

Mut, seine Begabung zu leben.

Mut, seiner Intuition oder seinem Glauben zu folgen.

Mut, Nein zu sagen, wenn es notwendig ist.

Und schlicht immer wieder auch Mut, um den Alltag mit all seinen Herausforderungen und Sorgen zu bewältigen.

Manchmal fehlt uns der Mut. Wir zögern, ob wir uns wirklich zu Wort melden sollen.

Schweigen, obwohl wir eigentlich etwas zu sagen hätten. Bleiben kurz vor der Tür, durch die wir gerade noch hindurchgehen wollten, einfach stehen.

Was hält uns zurück? Ist es die Angst vor der eigenen Courage? Oder die Angst zu versagen, es letztlich doch nicht zu schaffen?

Manchen fällt es leichter, in solchen Situationen dranzubleiben, etwas zu wagen und die Kräfte, die uns irgendwie innerlich zurückhalten, zu überwinden. Woher kommt das?

Die Frage ist nicht einfach zu beantworten. Sicherlich ist es eine Frage der Veranlagung. Aber eines steht fest: Von Kindesbeinen an brauchen wir liebevolle Bestätigung und Zutrauen von außen. Es hilft uns, seelische Wurzeln zu bilden, damit wir fest verankert sind, wenn uns das Leben mit Gegenwind überrascht.

Erst dadurch entwickelt sich ein Vertrauen in die eigenen Kräfte. Und die Fähigkeit, mutige Entscheidungen zu treffen.

»Wer glaubt an dich?« Hast du dir schon einmal diese Frage gestellt?

Viel häufiger fragen wir doch: »Woran glaubst du?« Und diese Frage setzt schon ziemlich viel Vertrautheit und Mut voraus, denn Glaubensthemen sind kein Thema für einen Small Talk unter Fremden. Wenn es um Glauben geht, wählen wir genau aus, wem wir welche Seite von uns zeigen.

Die Frage »Wer glaubt an mich?« hat etwas mit der eigenen Biografie, mit Selbstfindung und Selbstvertrauen zu

tun. Aber auch mit einer Horizonterweiterung. Und dafür nehmen wir uns leider viel zu selten Zeit, denn im Alltag liegt meist anderes obenauf – die Schule, das Studium, die nächste Prüfung, die Arbeit und manches mehr.

Dabei kann es sehr erhellend sein, sich bewusst zu machen, wer mir dabei hilft, meinen Weg zu finden und ihn weiterzugehen, auch wenn es herausfordernd wird. Denn gerade dann ist es existenziell, dass jemand an uns glaubt.

Es ist so unendlich wichtig für uns, dass wir beachtet, gesehen und geliebt werden. Ohne diese Verbundenheit mit anderen entwickeln sich keine Lebenskraft und auch kein Selbstwert. Wir brauchen den Rückhalt von Familie und Freunden, die Achtsamkeit unserer Mitmenschen oder den Respekt der Kollegen. Diese seelische Widerstandskraft stelle ich mir wie einen Regenschirm vor. Er sorgt bei Mistwetter dafür, dass die Tropfen abprallen und wir geschützt sind, auch wenn wir manchmal trotzdem dabei nasse Füße bekommen.

Selbst Kinder aus schwierigsten sozialen Lebenslagen können es schaffen, zu kraftvollen, selbstsicheren Persönlichkeiten heranzuwachsen, wenn es in ihrem Umfeld mindestens einen Menschen gibt, der ihnen Rückhalt und Vertrauen schenkt.

Ein fester Anker ist für mich meine Familie. In einer ganz unaufgeregten, aber wunderbaren Kindheit habe ich, um das Bild zu gebrauchen, so etwas wie gute Wurzeln ausbilden können. Ich weiß, wohin ich gehöre, was mich trägt und wo ich Halt finde, wenn der Sturm des Lebens über mich hinwegbraust. Wir sind während meiner Kindheit als

Familie nie umgezogen. Daher gibt es für mich tatsächlich einen Ort, den ich Heimat nennen kann: Großrückerswalde.

Gut 3000 Menschen in sechs Teilorten im Herzen des waldreichen Erzgebirges, am südlichen Rand des Freistaates Sachsen – nicht weit von Tschechien entfernt. Kaum einer kennt Großrückerswalde, sobald ich mehr als 50 Kilometer davon entfernt unterwegs bin. Der kleine Ort liegt in einer Gegend, die jahrhundertlang von Bergarbeitern geprägt war, da hier Silber und Erze abgebaut wurden. Schon von Weitem sieht man die trutzige historische Wehrkirche. Als Kind dachte ich immer, sie ist eine Burg.

Und tatsächlich ist sie das für mich gewesen, ein Ort des Schutzes, der Geborgenheit und des Rückzugs. Ein Ort des Glaubens. Hier war ich nicht nur sonntags anzutreffen, sondern ich durfte meine Mutter auch wochentags häufig begleiten, wenn sie sich als Küsterin liebevoll um Kirche und Pfarrscheune kümmerte. Irgendwie war die Kirche für mich lange Zeit eine Art zweites Zuhause.

Egal wo ich bin, wenn ich die Augen schließe, dann kann ich mir diese trutzige, alte Kirche vorstellen. Ich weiß, wie die Dielenbretter knarren, habe den Duft von altem Holz in der Nase, erinnere mich an die winzigen Spuren der Holzwürmer in den Kirchenbänken.

Schon als kleiner Junge durfte ich in der Kirche vieles entdecken. Ich erinnere mich gerne daran, wie mir meine Mutter kleine Aufgaben gab, die ich mit großer Hingabe ausführte. Ich räumte Gesangbücher auf, stieg hinauf auf die Empore, brachte frische Kerzen, die sie am Altar aufsteckte. Beeindruckend fand ich die Orgel. Ich wollte begreifen, wie dieses riesige Instrument aus Pfeifen und Pedalen so eine herrliche Musik machen konnte. Bis heute bleibt mir ein

großes Staunen, wenn jemand die vielen Tasten und Pedale virtuos ins Spiel bringt.

*

Etliche Jahre später bin ich klugen Pädagogen und deren Theorien in meinem Studium der Religionspädagogik begegnet. Meine Eltern haben sicher weder Erziehungsratgeber gelesen, noch haben sie davon gehört, dass der Schweizer Pädagoge Johann Heinrich Pestalozzi empfahl: »Dein Kind sei so frei es immer kann. Lass es gehen und hören, finden und fallen, aufstehen und irren.«

Doch genau das haben sie praktiziert, und dafür bin ich heute sehr dankbar.

Denn Kinder, die sich ausprobieren dürfen und ein Gespür für eigene Bedürfnisse entwickeln, denen etwas zuge-
traut wird und die gleichzeitig eine verlässliche Bezugsperson haben, können sich kraftvoller entwickeln. Aus Zutrauen erwächst der Mut, sich Neues zu erschließen. Aus erfahrender Wirksamkeit wird Selbstvertrauen.

Der Hirnforscher Gerald Hüther hat einmal gesagt: »Das Kind muss für seine Abenteuer sozusagen eine Rüstung tragen – eine aus den vielen Erfahrungen der Verlässlichkeit gestrickte Rüstung.« So eine Rüstung habe ich bekommen, und mir fallen eine Menge kleiner Begebenheiten dazu ein, wenn ich darüber nachdenke.

*

Es gibt Studien, die zeigen, dass Kinder heute immer behüteter und damit auch unselbstständiger aufwachsen. Selbst im Dorf werden Kinder mit dem Auto zur Schule gebracht oder dürfen nicht mehr allein durch Feld und Wald stolchen. Sicherlich gibt es Gründe dafür. Aber was ist die Konsequenz, wenn der Aktionsradius der Kleinen so stark eingeschränkt wird? Und was kann derjenige später leisten, dem früh nichts oder nur sehr wenig alleine zugetraut wird?

Für mich war es eine unglaubliche Mutprobe, den Schulweg entlang der Hauptstraße zurückzulegen und als Sechsjähriger ganz allein die Straße zu überqueren.

Da meine Mutter mit den jüngeren Brüdern beschäftigt war und mich nicht jeden Morgen persönlich zur Schule begleiten konnte, übten wir gemeinsam den richtigen Weg ein. Und dann trauten mir die Eltern zu, dass ich das allein schaffe. Sie waren davon überzeugt: Samuel kommt sicher an, er findet den Weg. An solchen Überzeugungen bin ich tatsächlich gewachsen. Das Zutrauen hat mir gutgetan. Es ist die Verbundenheit und zugleich die Freiheit, die Kinder aufblühen lässt. Davon bin ich überzeugt.

So gesehen, hatte ich ein riesiges Glück mit meiner unbeschwerten Kindheit.

Heimat, das sind für mich deshalb auch meine Eltern und Brüder, meine Großfamilie, die Menschen der Gemeinde und die Nachbarn in Großrückerswalde, die alle in verschiedener Weise Anteil daran haben, dass ich dem Leben vertrauensvoll und vor allem gelassen begegne.

*

In unserer Großfamilie beherrscht fast jeder ein Instrument. Meine Mutter spielt Geige und leitete, als ich ein Kind war, den Saitenspielchor der Nachbargemeinde. Ich durfte schon früh den Spatzenchor besuchen. So nannte unser Kantor den Chor der Jüngsten. Als ich noch zu klein zum Mitsingen eines Liedes war, bekam ich von ihm kleine Stöcke, um dirigieren zu können. Damit habe ich dann natürlich auch fleißig getrommelt ...

Das Singen fand ich später richtig schön, und ich merkte, dass ich Melodien mit Leichtigkeit lernte. Einmal durfte ich sogar die Rolle des Josef beim weihnachtlichen Krippenspiel übernehmen. Das war etwas ganz Besonderes. Denn im Gegensatz zu den Hirten und den Engeln, die als Gruppe auftraten, konnte nur einer der Josef werden.

Ich musste ganze Passagen allein singen. Das war nicht leicht, besonders dann, wenn jede Menge Menschen einen dabei anblickten, da wir das Krippenspiel am Weihnachtsabend in der großen Kirche aufführten. Aber an solchen Aufgaben wächst man, und sie verbinden einen auch mit dem Ort des Geschehens. Kein Wunder also, dass ich als Jugendlicher später auf diese guten Erfahrungen und Erlebnisse zurückkam und mich weiter in der Kirche engagierte.

Einen besonderen Anteil an meiner musikalischen Karriere hatte mein Opa Gerhard, und das, obwohl ich mich nicht mal mehr an ihn erinnern kann. Er starb, als ich zwei Jahre alt war.

Sein Klavier, mit dem er als Hobbymusiker so manche Feier gestaltet hatte, stand seitdem ungenutzt in unserem Haus. Oma wollte liebend gerne, dass ich als ihr ältester

Enkel in die Fußstapfen von Opa trete. Das Klavier war bereit. Nur ich war es nicht!

Um dem Klavierunterricht zu entgehen, stellte ich mich oft schlafend, denn ein selig schlummerndes Kind reißt niemand aus der verdienten Mittagsruhe.

Leider ging das Versteckspiel nicht lange gut. Man kam mir auf die Schliche und ich auf diese Weise doch recht bald in den »Genuss« des klassischen Klavierunterrichts.

Anfangs war es zäh. Erst als ich entdeckte, dass ich auf dem Klavier auch eigene Melodien entwickeln oder bekannte Lieder neu vertonen konnte, wurde das Klavierspiel meine Welt. Statt der Klassik spielte ich nun auch moderne Stücke.

Und ich hatte ein Feld gefunden, auf dem ich meine Kreativität einbringen und ausleben konnte. Musik wurde der Weg, auf dem ich mit vielen Menschen zeitgleich Gedanken teilen und diese anschließend in die Welt tragen konnte.

Ich fing an, aufzuschreiben und zu singen, was ich fühle, was ich glaube und worüber ich sprechen möchte.

Irgendwann vor einigen Jahren sprach mich mein Kumpel Johannes an, ob ich Interesse hätte, in seiner Band für ein gutes Jahr als Sänger einzuspringen. Belinda, die bisherige Sängerin, würde nach der Schule nach Hamburg ziehen, um dort ein Freiwilliges Soziales Jahr zu absolvieren.

Für mich war es eine Möglichkeit, etwas Neues auszuprobieren, ohne mich für längere Zeit festlegen zu müssen. Aber bisher wusste ich wenig über die Band und ihre Mitglieder. Ich hatte die drei Jungs und zwei Mädchen zwar schon einige Male auf Jugendabenden in der Region erlebt, doch kennen ist etwas anderes. Johannes, der Schlagzeuger

der Gruppe, war im Gymnasium in Marienberg in der gleichen Stufe wie ich, und wir wussten voneinander, dass Musik unsere Leidenschaft ist. Er war es auch, der mich den anderen vorgeschlagen hatte.

Bisher war die Band ein »Familiending«. Sophie, die Schwester von Johannes, spielte Bass, Belindas Bruder Samuel hatte die E-Gitarre im Griff, und ihr gemeinsamer Cousin Kevin stand am Keyboard. Unterstützt wurden sie von ihren Eltern, die selbst musikalisch unterwegs waren und denen es Freude machte, ihre Sprösslinge mit Instrumenten auszustatten oder auch das Taxi für Auftritte zu spielen.

War das etwas für mich?

Bisher hatte ich solo gesungen und dazu Klavier gespielt. Manchmal war das ganz schön einsam ...

In einer Band zu spielen, so stellte ich es mir vor, machte vermutlich deutlich mehr Freude. Denn du teilst deine Leidenschaft für Musik, kannst dich mit anderen austauschen und gemeinsam etwas Neues entwickeln. Es gibt auch mehr Hände, die beim Aufbau helfen. Es muss natürlich zusammenpassen – und das gleich auf mehreren Ebenen.

Zum Beispiel fand ich es zuerst gewöhnungsbedürftig, dass Johannes seine ganze Großfamilie im Schlepptau hatte. Würden die vier Musiker mich in ihre eingeschworene Gemeinschaft aufnehmen? Würde ich auch meine eigenen Songs einbringen können? Finden unsere verschiedenen Musikstile zueinander? Und was sind überhaupt die Erwartungen der anderen? Viele Fragen. Mir war klar, all das lässt sich nur im direkten Kontakt klären.

Letztlich gab etwas ganz anderes den Ausschlag und brachte mich dazu, die Bandmitglieder persönlich kennen-

lernen zu wollen. Ich spürte bei Johannes seine riesige Begeisterung für die Musik. Wenn er davon sprach, sprang förmlich ein Funke über. Und als ich sah, wie leidenschaftlich er auf seinem Schlagzeug den Rhythmus spielte, war mir klar, dass es genau das war, wonach ich suchte. Menschen, die ähnlich dachten und fühlten wie ich. Die mit ganzem Herzen bei der Sache waren.

Als wir fünf uns das erste Mal trafen, merkte ich schnell, dass uns eine tiefe Sehnsucht verband. Jeder von uns wollte mit seiner Musik etwas in Bewegung bringen. Bestehendes hinterfragen, manche Menschen auf ihrem Weg bestärken, anderen einen guten Impuls mitgeben.

Ohne dass wir uns bislang näher kannten, gab es da von Anfang an so etwas wie ein tiefes Gefühl der Verbundenheit zwischen uns.

Begeisterung für Musik ist das eine. Viel wichtiger als bloßes musikalisches Können ist es, dass du einen Sinn in der Musik sehen kannst. Und ganz offensichtlich wussten auch Johannes, Sophie, Belinda, Samuel und Kevin, wozu sie sich Woche für Woche in ihrem Probenraum trafen.

Wenn ich mich an die Anfangszeit erinnere, denke ich daran, dass ich die Songs, die für die Stimme von Belinda arrangiert wurden, erst einmal überhaupt nicht singen konnte. Alles war für ihre Sopranstimme intoniert – und ich hatte keine Chance, derart hoch zu singen. Als wir die Stücke für mich in die richtige Tonlage gebracht hatten, fand ich mich aber recht schnell hinein. Natürlich konnte ich bald auch einige meiner selbst geschriebenen Lieder ins Repertoire der Band einbringen.

Jedenfalls fanden wir auf Anhieb eine gemeinsame musikalische Wellenlänge, und ich hatte keine Mühe damit, mein Solistendasein aufzugeben. Im Gegenteil. Schon bald war uns allen klar, dass wir richtig gut zueinander passten. Wir lernten, aufeinander zu hören, und entwickelten immer mehr einen ganz eigenen Stil.

Nach wenigen Monaten wurde aus der Band mein engerer Freundeskreis. Heute bezeichne ich Sophie, Samuel, Kevin und Johannes als »meine Familie«. Wir sind so etwas wie Geschwister geworden – denn uns verbindet inzwischen viel mehr als die Freude daran, Musik zu machen.

Die Band heißt PaperClip – Büroklammer. Eigentlich ein total unscheinbares Accessoire aus der Welt der Ordner und Papierberge, hat sie doch eine wichtige Funktion. Sie verbindet Sachen, führt etwas zueinander und stiftet damit einen erheblichen Nutzen.

Das kleine Drahtwunder kam gut hundert Jahre früher als ich auf die Welt. Es ist unklar, ob der Erfinder Amerikaner oder Norweger war. Fakt ist, dass die Norweger die bessere Geschichte dazu bieten können.

Als 1940 die deutsche Wehrmacht ihr Land besetzte, hefteten sich viele Norweger eine Büroklammer an die Kragen ihrer Anzüge oder Mäntel. Damit wollten sie zeigen: Wir gehören zusammen. Egal wie unterschiedlich wir Norweger sind – wir gehören zueinander und zu unserem König, selbst wenn der gerade im englischen Exil lebt. Wir lassen uns nicht kleinkriegen. Wir sind nicht allein. Wir sind miteinander verbunden!

Die Nazis fanden dieses Verhalten natürlich provozierend. Wer sich traute, öffentlich eine Büroklammer am Kragen zu tragen, musste mit einer Verhaftung durch die

Besatzungsmacht rechnen. Angeblich mussten etliche Norweger dafür ins Gefängnis.

Heute steht in Oslo eine sieben Meter hohe Büroklammer als Denkmal für den norwegischen Mathematiker und Büroklammern-Erfinder Johan Vaaler. Gleichzeitig ist sie ein Mahnmal für zivilen Ungehorsam, für den aktiven politischen Widerstand in der Zeit des Dritten Reiches und die Verbundenheit der Norweger untereinander.

Sich etwas trauen, seine Überzeugung zeigen, andere wachrütteln. Zu etwas ermutigen. Hoffnung verbreiten und daran erinnern, dass jeder Mensch wertvoll und von Gott geliebt ist. Dies alles verbinden wir als Band mit dem Namen PaperClip.

Glauben und Leben wollen wir in einer Weise zusammenbringen, die musikalisch bei unseren Zuhörern gut ankommt.

Es gehört für uns dazu, dass wir vor jeder Bandprobe einen Moment ganz still werden. Statt einfach loszulegen, besinnen wir uns auf das, was uns geschenkt worden ist. Gesundheit, Menschen, die wir lieben, die Schönheit der Schöpfung, Kreativität, Begabungen, die Musik und vieles mehr. Aber auch auf unsere Verantwortung – für uns selbst und unseren Nächsten. Denn keiner lebt für sich allein.

Nach den Proben sitzen wir meistens noch eine Weile zusammen, teilen die Erlebnisse der letzten Zeit miteinander und auch unsere ganz persönlichen Sorgen und Freuden. So geben wir uns gegenseitig Halt. Ehrliche Kritik und aufrichtige Nähe – das macht das Miteinander aus. Es gibt natürlich auch Auseinandersetzungen, weil wir nicht immer einer Meinung sind. Das gehört dazu. Und wenn es